

Wer und was wären wir ohne unser Stottern?

von MICHAEL WINKLER, LV Sachsen (e-Mail: michael_winkler@gmx.net, Tel.: 0351-8107099)
geschrieben September-November 2004, veröffentlicht in „Der Kieselstein“, Heft 6/2005

Das Stottern als solches ist keine statische Angelegenheit, sondern wird meist von einer Vielzahl von äußeren und inneren Faktoren beeinflusst, oftmals dabei so subtil, dass wir den Grund und die Wirkungsweise erst eine gewisse Zeit nach dem eigentlichen Stotterereignis verstehen. Neben einer intensiven Bearbeitung des Stotterns mit Hilfe von diversen Modifizierungstechniken legt die Mehrzahl der bekannten Therapien daher einen Schwerpunkt darauf, die Akzeptanz der eigenen „Schwäche“ zu stärken. Nachdem in einem KIESELSTEIN-Artikel im letzten Jahr (Nr. 11/2003) bereits die positiven Aspekte des Stotterns angesprochen worden sind, versucht dieser Essay kritisch und zugleich mit einem Augenzwinkern den möglichen Übergang vom Stottereralltag zum meist angestrebten stotterfreien Dasein zu beleuchten. Dabei wird in erster Linie auf persönliche Erfahrungen des Autors und weniger auf eine umfassende empirische Basis oder intensive Stottererbefragung aufgebaut.

Des Öfteren fragte ich mich wie eine Heilung vom Stottern überhaupt aussehen könnte. Wäre ich dann völlig symptomfrei? Würde ich ab und an noch stottern, aber es wäre mir in diesen Fällen völlig gleichgültig? Ab und an fielen mir dann Abhandlungen mit Ideen und Gedanken zum Thema „Das Stottern und seine Heilung“ (z.B. auf der Internet-Seite von Andreas Starke¹) in die Hände. Oder es ergaben sich im Gespräch mit Stotternden, dass man über Heilungsmöglichkeiten spekulierte und philosophierte. Für mich persönlich stellt sie einen Zustand dar, in dem ich dem Stottern quasi indifferent gegenüberstehe; d.h. es weder völlig ignorieren oder verdrängen zu wollen noch es als Kern für meine Alltagsprobleme verantwortlich zu machen. Es ist ein Teil von mir wie meine rechte Hand oder mein linker Fuß. Letztlich wird jedoch wohl jede/r Stotternde/r ihre/seine eigene Definition, was Heilung vom Stottern nun im Speziellen wie im Allgemeinen bedeutet, finden müssen.

Stottern als Indikator

Wie sicherlich bereits viele Stotternde bemerkt haben, fungiert die Häufigkeit und die Stärke unseres Stotterns als Indikator für den Grad unseres Aufgeregtheits oder unseres Unbehagens in bestimmten Situationen. Wie mir einst berichtet wurde, kann auch Verliebtsein das Stottern angeblich verstärken. Wohl angeregt dadurch, dass das freudige Ereignis die Wichtigkeit des eigenen Stotterns in den Hintergrund treten lässt, kann es dazu kommen, dass man dem Stottern mit einer größeren Offenheit als sonst begegnet. Das Verstellen der eigenen Person, die mögliche Schüchternheit schwinden dahin und das Stottern tritt nun offener an die Oberfläche. Was spielt es schon für eine Rolle, dass man einen Sprechfehler hat, wenn sie oder er auf „Wolke Sieben“ schwebt? Doch auch die menschliche Liebe ist bekanntlich nichts Stetes und daher ist es sehr wahrscheinlich, dass sich dieser Zustand je nach Stimmungslage bald wieder ändert. Wie dem auch sein mag, das Stottern muss also nicht zwangsläufig Ausdruck einer für uns negativen Sache sein - wobei ich hierbei bereits stillschweigend angenommen hatte, dass der Leser das Stottern an sich als eine per sé negative Sache empfindet. Nun, ich hoffe, mich in dieser Hinsicht geirrt zu haben.

¹ siehe <http://www.andreasstarke.net/de/heilbar.shtml>, Zugriff: 10.11.2004

Kultiviert das Stottern!

Als ich im September 2003 mit einem Mitglied der Dresdner Stottererselbsthilfe eine Radiosendung beim freien Radiosender „ColoRadio“ mit dem Titel „Sto-Sto-Stottern im Radio“ aufnahm, lernte ich im naheliegenden Döner-Kebab-Laden einen Künstler kennen, der an der Gestaltung der nachfolgenden Sendung beteiligt war. Ich erzählte ihm von unserer eigenen Sendung und er gab mir in einem einwandfreien Pseudostottern zu verstehen, dass er selbst „n-n-n-icht sto-sto-sto-t-t-t-ere“. Ich war zunächst ein bisschen überrascht, ob seines doch verhältnismäßig lockeren Umgangs mit dem Stottern und vielleicht wäre ich in einem anderen Zusammenhang gar etwas sauer gewesen, dass er mich scheinbar nachäffte. Doch dann meinte er, dass man das Stottern ja eigentlich kultivieren müsste. Wie?! Stottern als Kunstform? Was haben Nichtbetroffene und Künstler noch dazu für merkwürdige Ideen, mag man sich denken. Aber warum eigentlich nicht? Stottern als Kunstform! Wie würde das aussehen? In mindestens einem Theater der Stadt mindestens einen Stotternden? Noch dazu mit ausdrücklicher Werbung vielleicht? In jedem Stadtrat ein Stotternder, der die Fünf-Minuten-Sprechzeit ohne Hemmung auf acht Minuten überzieht? Radiosender mit Moderatoren, die live einen 10-Minuten-Block ins Mikrofon stottern? Und wenn wir das Stottern kultivieren sollten, warum nicht andere Behinderungen gleich mit? In den Medienbereichen tummeln sich heute die Neurotiker sowie die Alkohol-, Nikotin- und Drogenabhängigen. Die Zeitungen sind täglich voll mit Geschichten (die eigentlich keinen *wirklich* mehr interessieren). Teilweise haben sogar Kriminelle durch ihre Medienpräsenz eine Vorbildwirkung auf das (bewusst oder unbewusst) willige Publikum erreicht, dass es doch nur eine Bereicherung für uns alle sein kann, wenn endlich einmal Stotternde, Rollstuhlfahrer oder sonstige sogenannte Behinderte einen meist größeren Teil „Normalität“ in unsere Köpfe zurückbringen würden. Ungewöhnlich und für einige vielleicht sogar absurd mögen diese Gedanken erscheinen, aber letztendlich doch nur, weil wir uns häufig aus vielen Bereichen des öffentlichen Raumes zurückgezogen haben oder zurückdrängen haben lassen.

Kann Stottern überhaupt positiv sein?

Seit knapp zwei Jahren führen wir - zwei leicht bis mittelschwer Stotternde Mitte bzw. Ende 20 - in Dresden eine Umfrage über das Stottern als solches durch. Die Idee bzw. die Fragen basieren auf Büchern zum Thema „InVivo-Training“ von Wolfgang Wendlandt und Anregungen der Dresdner Logopädin Kathrin Koschine. Zunächst auch per Telefon durchgeführt, verlagerte sich das Ganze dann auf persönliche Gespräche im Alaunpark der Dresdner Neustadt. Anfangs waren wir darauf erpicht, den Grad der Schwierigkeit zu erhöhen, z.B. von der lebenswürdigen Rentnerin hin zum mehrfach gesichtsgepiekten Rocker oder zu einer Gruppe rauchender, weiblicher Teenies. Vom Pseudostottern übers das trickfreie Stottern bis hin zum extrem betont und langsamen Sprechen versuchten wir die Facetten des Sprechens auszuloten. Was freilich nicht immer gelingt, da man sich neben den Techniken ja vor allen Dingen auf den Interviewpartner und dessen Antworten konzentrieren will. Irgendwann ergab es sich, dass auch zunehmend mehr ausländische Mitbürger und Touristen zu unseren Gesprächspartnern wurden und dem Thema „Stottern“ und dem Umgang damit mitunter völlig neue Sichtweisen beisteuerten. Auf die Ergebnisse wird in einem späteren Artikel intensiver eingegangen werden.

In den letzten Wochen begannen wir damit neben allgemeinen Fragen wie „Kennen Sie einen Stotterer?“ oder „Denken Sie, dass man etwas gegen das Stottern tun kann?“, zu erkunden, ob sich die oder der Befragte nicht auch etwas Positives am Stottern vorstellen könne. Manche schienen die ersten, allgemeinen Fragen schon etwas zu überfordern und somit musste man auch bei dieser Frage abwarten, ob überhaupt Ergebnisse

zu erhalten wären. Selbst wenn diese Untersuchung sicherlich noch keiner wissenschaftlichen Analyse standhalten kann (abgesehen davon, hat jedoch auch jegliche Wissenschaft ihre Grenzen) und die Umfrage bisher in noch nicht ausreichendem Maße durchgeführt worden ist, ließen sich vereinzelt interessante Dinge feststellen. Man bescheinigte uns zum Beispiel einmal, dass das Stottern eine gewisse Vertrauensbasis schafft. Offensichtlich führt der Fakt, dass wir als Stotternde offen eine eigene (sogenannte) Schwäche zugeben, dazu, dass man sich in unserer Gegenwart offenbar geborgen fühlt. Zugegebenermaßen spielt es dabei auch eine Rolle, wie man dem Interviewpartner gegenüber tritt. Findet man die Frage selbst von vornherein etwas albern oder abwegig, wird man auch vom Gegenüber keine Antwort erhalten. Mitunter hilft aber schon der Hinweis, dass es doch zu einer jeden Sache sowohl Vor- als auch Nachteile gibt und somit zu den bekanntermaßen negativen Aspekten des Stotterns sich theoretisch auch positive finden lassen sollten. Aus Erfahrung kann ich bestätigen, dass dies ungemein hilft.

Kann Stottern attraktiv wirken?

Im Laufe meiner Jahre als (zum Teil bekennder und offen damit umgehender) Stotternder begab es sich ab und an, dass mir Frauen Dinge sagten, die mich anfangs etwas verwirrten, alsdann zum schmunzeln brachten und letztlich einfach amüsierten. Stottern wurde da zum Beispiel als „niedlich“ beschrieben oder als sympathisch machend. Einmal wurde sogar behauptet, dass Sprechfehler (so auch Lispeln) „sexy“ wirken würden. Nun letztere Beschreibung stammte aus unserem großen Nachbarland im Westen und vielleicht sollte ich mich spätestens dann wieder an die Worte der französischen Schauspielerin Jeanne Moreau erinnern, die einst meinte: *„Wer eine Frau beim Wort nimmt, ist ein Sadist.“*

Wie auch immer das Stottern nun auf den Gegenüber im Allgemeinen wirken mag, ob bemitleidenswert, hilflos, lustig, dummlich, sympathisch, niedlich, sexy ... es wäre doch in jedem Fall sehr unklug, wenn wir die „Lobeshymnen“ ignorieren oder gar von vornherein ausschließen würden. Alles in allem können es jedoch nur Vermutungen bleiben, wie das Stottern auf das andere Geschlecht wirkt. Wer Antworten darauf möchte, ist am besten damit beraten, es selbst zu erfragen. Gleiches gilt natürlich auch für gleichgeschlechtliche Verhältnisse. Interessant wäre zum Beispiel auch, wie sich dieser Umstand auf homosexuelle Stotternde, eine „Randgruppe zum Quadrat“ sozusagen, auswirkt.

Stottern als Freund

Die Suche nach den Gründen und Heilungsmöglichkeiten für das Stottern führte mich zu den Menschen aus den verschiedensten Fachgebieten: Logopäden, Kunsttherapeuten, Homöopathen, ayurvedische Ärzte, Yoga- und Meditationslehrer – nie erschien mir etwas vollkommen passend und dennoch lernte ich im Laufe der Jahre verstehen, dass alles seine Berechtigung hatte. Aus einem „Alles nicht das Richtige.“ wurde so ein „Aus allem und von allen lernen und dabei soviel wie möglich mitnehmen.“ So begab ich mich Ende 2003 auch auf eine Informationsveranstaltung zur Familienaufstellung. Ich hatte mich vorher kaum mit der kürzlich im KIESELSTEIN (Nr. 8/2004) stark kritisierten Methode beschäftigt und wollte mir die Sache mal so vorurteilsfrei wie möglich ansehen. Zunächst war ich äußerst skeptisch gegenüber dem doch etwas eigentümlich anmutenden Procedere. Nach ein paar bearbeiteten Fällen traute ich mich dann schließlich doch, mich mit meinem „Problem“ zu outen und nach Bearbeitungsmöglichkeiten für das Stottern zu fragen. Gesagt, getan und ohne hier auf die mir immer noch nicht ganz verständliche Methode eingehen zu wollen und zu können, blieb als Quintessenz, dass ich das Stottern selbst jahrelang auch als eine Art „Freund“ betrachtet hatte. Es gab mir Schutz; hinter ihm konnte ich mich mitunter auch ganz gut verstecken. Die Anzeichen dafür

mögen vielleicht subtil gewesen sein, aber bei genauer Betrachtung war dem in der Tat so. Irgendwann würde ich diesen Freund immer weniger und vielleicht irgendwann – wenn es/er seine Aufgabe erfüllt haben würde – gar nicht mehr brauchen. Freiheit, wie sie jede gute Freundschaft auszeichnen sollte, besteht im Loslassen können.

Das mag jetzt vielleicht diejenigen auf den Plan rufen, die das alles als esoterisches Geschwätz abtun werden. Wieder andere werden sich möglicherweise nicht mit der Idee anfreunden können, einen Freund einfach so gehen zu lassen, doch sind wir doch mal ehrlich: Gute Freunde sind dann da, wann man sie braucht (und umgekehrt). Ein ständiges Brauchen dagegen hat nichts mit Freundschaft zu tun, sondern mit Abhängigkeit. Vielleicht liegt hier auch der u.a. von Erich Fromm beschriebene Unterschied zwischen „Haben und Sein.“ Nicht das Stottern hat mich oder ich es, sondern es ist ein Teil von mir. Und so wie ich irgendwann einmal nicht mehr den Drang nach Zigaretten, saftigen Rindersteaks oder endlosen Beziehungskisten (man verzeihe mir die wahllose Zusammenstellung) verspürte, so werde ich auch das Stottern eines Tages als nötige Erfahrung ansehen, die ein notwendiger, aber nicht zwangsläufig ewiger Bestandteil von mir war. Der feine Unterschied zu obigen Abhängigkeiten ist jener, dass das Stottern viel tiefer liegende, innere Sache ist. Materiell loslassen zu können, ist schon eine Kunst, die den wenigsten von uns wirklich gelingt. Mental loslassen zu können ist noch einige Schwierigkeitsgrade höher. Aber auch hier kann uns das Stottern seine Dienste erweisen.

Stottern als Wegweiser

„Wo die Angst ist, da ist der Weg.“ heißt es so schön und nur wenige Menschen können diese Erfahrung so oft machen wie wir Stotternde. Aus einer negativen Sache wird bei richtiger Betrachtung ganz schnell eine positive. Es kommt nur auf den Blickwinkel an. Ein US-amerikanischer Freund riet mir einst, in einem englischen Vortrag nicht das Wort „problem“ (für Problem), sondern „challenge“ (für Herausforderung) zu verwenden. Sollten wir nicht dasselbe tun?

Es gibt vielfältige Betrachtungsweisen auf das Stottern und hat man sich erst einmal intensiver mit den möglichen positiven Aspekten des Stotterns beschäftigt, dann mag es vielleicht sogar zu der möglicherweise etwas absurd scheinenden Situation kommen, dass man sein Stottern gar nicht mehr loswerden will. Es ist einzig und allein unser Umgang damit, der darüber entscheidet, was es für uns bedeutet, ein Stotternder zu sein.

Ich stelle mir das Leben mit dem Stottern als eine Reihe von zu erklimmenden Klippen vor, wobei jede Klippe höher gelegen ist als die vorhergehende. Tagtäglich versuchen wir nun die Klippen zu bezwingen – mal locker ohne Seil, mal mit Seil und unter schweren Unwettern, mal fliegend leicht als hätten wir Flügel. Es ist an uns, diese Möglichkeiten zu erkennen und zu nutzen. Verharren wir im Stillstand, wägen uns in Sicherheit oder verfallen gar in Lethargie, dann beginnt der Fall zurück. Und da es in die andere Richtung nur bergab geht, kann es durchaus sein, dass wir über die bereits erklommenen Klippen wieder zurückrollen. Das Bergherabrollen empfinden wir mitunter vielleicht sogar als angenehm, als „Es-geschafft-haben“. Doch wenn wir nicht wissen in welche Richtung wir gerade rollen, werden wir bald feststellen, dass wir wieder am Anfang unserer Bemühungen stehen.

Stottern als Helfer der Evolution?

Es ist also offensichtlich, dass wir uns nur in eine Richtung bewegen und dabei auch keine größeren Pausen einlegen können. Das soll nicht heißen, dass man sich nicht ab und an ausruhen und neue Kraft sammeln

muss. Redewendungen und Aussprüche wie „Eile mit Weile“, „Wer rastet, der rostet“ oder „Vorwärts immer, rückwärts nimmer.“ erscheinen stottertechnisch gesehen so vielleicht in einem völlig neuem Licht. Apropos Licht, müssen wir selbiges vielleicht suchen, um uns in die richtige Richtung zu bewegen? Was bringt uns denn dazu, ständig aufsteigen zu wollen? Warum befriedigt uns das Sich-ausruhen auf Dauer nicht? Warum ist da immer etwas, was uns daran erinnert, dass wir etwas tun müssten? Sind wir Stotternde nicht eigentlich damit gesegnet, dass für uns das höchste Glück nicht der materielle oder karrieretechnische Aufstieg ist, sondern eine schrittweise Befreiung von den Unzulänglichkeiten, die uns das Stottern bereitet?

Unlängst traf ich eine amerikanische Studentin, die sich in ihrer Diplomarbeit mit autistischen Kindern beschäftigte. Sie zeigte sich etwas beunruhigt, da ihre Recherchen ergeben hatten, dass die Anzahl der Autisten in den letzten Jahren sehr stark zugenommen hatte. Beunruhigend für den einen, weniger beunruhigend für andere. Wer sagt uns denn, dass der „moderne Mensch“ dem Autisten überlegen sei? Vielleicht ist es ja sogar andersherum. Wer sagt uns denn, dass Stottern ein Defekt der Natur ist, der unbedingt behoben werden sollte. Vielleicht braucht uns die Welt ja sogar mehr als wir es vermuten. Wer weiß das schon so genau? Und wer wöllte und könnte dies denn definitiv verneinen?

Schlussbemerkung

Es liegt einzig und allein an uns, ob wir das Stottern als Helfer oder Verhinderer unserer eigenen Entwicklung sehen. Da hilft es auch nicht viel weiter, die Gesellschaft für dieses oder jenes verantwortlich machen zu wollen. Wie bei jeder anderen Sache auch gehören immer zwei Seiten dazu – das trifft nicht nur auf Freundschaften, Ehen oder das Berufsleben zu, sondern speziell auch auf das Stottern. Zugegebenermaßen befasst sich dieser Prozess des Vorwärtstkommens meist mit neuen, vielleicht auch alten Fragestellungen. Aber wie drückte es Albert Einstein einst aus: *„Die reine Formulierung eines Problems ist oftmals weit wichtiger als seine Lösung. Neue Fragen aufzuwerfen, neue Möglichkeiten zu finden, alte Probleme aus einem neuen Blickwinkel heraus zu betrachten, erfordert Vorstellungskraft und macht die wirklichen Fortschritte in einer Wissenschaft aus.“*²

Letztlich ist jeder Mensch ein Forscher, ein Forscher seines eigenen Lebens, seines eigenen inneren Wesens. Viele Menschen wissen es nur nicht, andere verdrängen es. Der stotternde Forscher ist ein Mensch mit ständigem Forschungsauftrag. Er hat allerdings einen großen Vorteil gegenüber vielen anderen – er untersucht das wichtigste Forschungsgebiet, das es gibt: sich selbst. Insofern sollten wir uns Albert Einsteins Ratschlag zu Herzen nehmen, denn dadurch erscheint uns vielleicht nicht nur das Stottern als etwas völlig anderes als bisher, sondern viele andere Dinge im Leben ebenso.

² Aus Tom Wujec, „Salto Mentale“, Tom Wujec 1988.